

Hermann Bausinger Globalisierung und Heimat – Ein Essay

Das Thema «Globalisierung und Heimat» scheint auf den ersten Blick ein reines Kontrastprogramm zu bezeichnen: Globalisierung steht für die Moderne (meinetwegen die Postmoderne), Heimat eher für die Vergangenheit. Heimat steht grundsätzlich unter Senilitätsverdacht; sie erscheint als Auslaufmodell, ja fast schon als eine freundlichere Form von Alzheimer: Heimat als etwas für Leute, die mit der Gegenwart nicht zurecht kommen und sich deshalb in die Vergangenheit sinken lassen. Heimat, so hat es Martin Walser einmal formuliert, sei der schönste Name für Zurückgebliebenheit.

Ich bleibe für einen Augenblick bei der Gegenüberstellung von Früher und Jetzt und gehe aus von einer Anekdote: Als in Stuttgart nach dem Krieg die ersten Straßenbahnen wieder fuhren, saß eine ältere Frau einem Farbigen gegenüber. Es war ein amerikanischer Soldat in Zivil. Die Frau starrte ihn ununterbrochen an; schließlich, kurz vor dem Aussteigen fasste sie sich ein Herz und fragte: *Sie sind aber net von hier?* Der Amerikaner verstand und sagte lachend: *Nein*. Darauf die Frau: *Drum!*

Es gibt sicher weltoffener Städte als Stuttgart; aber es handelt sich um eine Wanderanekdote, die auch anderswo lokalisiert werden kann. Sie charakterisiert nicht eine bestimmte Stadt oder Region, sondern eine bestimmte Zeit, die passé ist. Heute dreht sich in Stuttgart und auch in kleineren Städten kein Mensch mehr um nach einem Farbigen. Früher aber waren Städte, Stadtviertel oder Dörfer in sich geschlossene Systeme, auf sich gestellte Einheiten. Das heißt nicht, dass es keine Bewegung gegeben hätte; aber der Horizont blieb relativ geschlossen, und wer nach langen Reisen zurückkehrte, musste sich in diesen Horizont einfügen, musste also beispielsweise die Sprache des Orts wieder übernehmen. Auch dafür gibt es Anekdoten, die zeigen, dass sanktioniert wurde, wer zu diesem Wechsel, zur kulturellen Heimkehr unfähig war. Mit einer nur leichten Zuspitzung könnte man sagen: Die Heimat war die Welt.

Inzwischen sind die früher festen Horizonte durchbrochen; die Wege in die Welt sind vielfach zwingender und auch bequemer geworden, die Welt dringt über die Medien in jedes Wohnzimmer, und tausend Fäden verknüpfen jede Einzelexistenz mit internationalen Gegebenheiten. Die Globalisierung ist nicht nur ein Faktum, mit dem Wirtschaftsmanager und andere «global players» zu rechnen haben;

es reicht in den individuellen Erfahrungsbereich aller hinein, spürbar zum Beispiel in jedem Supermarkt, wo ein Warenangebot aus allen Kontinenten präsentiert wird und wo Bananen und Orangen wegen der ökonomischen Disparitäten auf der Welt bekanntlich oft billiger sind als heimische Äpfel.

In einer Gesellschaft, in der Informationen und Impulse in Sekundenschnelle über den Globus jagen, in der Kommunikation über die Grenzen weg nicht nur möglich, sondern auch geboten ist, in der schon die Deckung der Grundbedürfnisse vom weltweiten ökonomischen Zusammenspiel abhängt (unsere Landwirtschaft tanzt beispielsweise an den Fäden von Brüssel, und diese Fäden reichen zum Teil bis in ferne Erdteile) – in einer solchen Gesellschaft ist der Rückzug auf die enge Heimat problematisch. Und wie man in einer gewissen Reduktion feststellen konnte: *Die Heimat war die Welt*, wird jetzt manchmal verkündet: *Die Welt ist die Heimat* – mit anderen Worten: die Heimat, schon vorher von vielen aufs Altenteil verbannt, ist vollends zum Auslaufmodell geworden.

Heimat – nein danke! überschrieb Henryk Broder einen Essay, in dem er von der «Droge Heimat» sprach – Heimat also als bewusstseinsstrübende, unangemessene Emotionen auslösende Substanz, welche die Menschen untüchtig macht für die Anforderungen der Zeit, die eben nicht heimatlich sind. *Wozu noch Heimat?* fragte auch der Kommunikationsphilosoph Villém Flusser. Für ihn war Heimat nichts als die Mystifikation eines zufälligen Geburts- oder Aufenthaltsorts; die moderne Technik mache es möglich, dass man Freunde in allen Teilen der Welt habe, und da könne es nur schädlich sein, hier noch die Heimatbremse einzulegen.

*Vieles nach wie vor unterhalb der Globalisierungsebene –
«more global, more national, more local»*

Aber stimmt denn das? Die Rede von Globalisierung lässt leicht vergessen, dass die modernen Errungenschaften nur für einen Teil der Menschheit zugänglich sind und – was wichtiger ist – wohl auch nur für einen Teil zugänglich bleiben werden. Der amerikanische Philosoph Richard Rorty formulierte pessimistisch: *Die Mehrheit der im nächsten Jahrhundert Geborenen wird nie dahin gelangen, einen Computer zu benutzen, im Krankenhaus behandelt zu werden oder im Flugzeug zu reisen. Diese Menschen können von Glück*



Vor der Neuen Aula der Universität Tübingen haben sich diese ausländischen Studenten zu einem informellen Treffen zusammengefunden.

reden, wenn sie mit Bleistift und Papier umzugehen lernen und von noch mehr Glück, wenn sie mit kostspieligeren Arzneien als Aspirin behandelt werden. Diese Feststellung, die mit vielen statistischen Befunden und gut begründeten Prognosen unterbaut werden könnte, legt es nahe, das Schlagwort Globalisierung in vielen Fällen durch den weniger pauschalen Begriff Internationalisierung zu ersetzen.

Und auch was unsere eigenen Erfahrungen – in einer Wohlstandszone der Welt – anlangt, wird der Globalisierungseffekt leicht überschätzt. Vieles spielt sich noch immer auf engem Raum ab. Auf vielen Gebieten ist die befürchtete Nivellierung nicht eingetreten. Produkte, die an den Mann oder an die Frau gebracht werden sollen, müssen kulturspezifisch codiert und ausgerichtet werden. Kritisch-ironisch hat man von der «McDonaldisierung» der Welt gesprochen; mit diesem Begriff wird die amerikanische Prägung des Globalen dingfest gemacht. Aber selbst für McDonald-Lokale gilt, dass sie in Korea oder Johannesburg oder Hamburg anders aussehen als in New York. Und sogar Computer und Computerprogramme, scheinbar doch die globalsten Angebote, werden von den großen Firmen an den Bedarf einzelner Länder oder Weltregionen angepasst.

Vieles spielt sich nach wie vor unterhalb der Globalisierungsebene ab, auch dort, wo dies auf den

ersten Blick nicht erkennbar ist. Von den europäischen Fernsehproduktionen verlassen mehr als vier Fünftel das Land ihrer Herstellung nicht. Erste empirische Analysen des Internetgebrauchs zeigen, dass der Verkehr über e-Mail zwar auch der blitzschnellen Verständigung zwischen weit entfernten Geschäftspartnern dient, dass aber der Großteil dieser Kommunikation für den privaten Briefverkehr auf relativ engem Raum reserviert bleibt. Die Steigerungsraten, die von der Konsumfront gemeldet werden, ergeben oft ein falsches Bild. In den letzten Jahren ist beispielsweise der Anteil grenzüberschreitender Telefonate auf das Fünffache angestiegen – zweifellos eine ganz beträchtliche Steigerung; aber insgesamt machen diese grenzüberschreitenden Ferngespräche immer noch unter zwei Prozent aller Telefonate aus.

Die meisten Menschen leben ja doch nicht in Jet-Set-Kontakten. Sie sind angewiesen auf eine funktionierende Nachbarschaft, auf ein gutes lokales Klima; sie haben, wenn es gut geht, einen Arbeitsplatz, und sie leben an einem Wohnort; und alle Orte haben – so hat es Klaus Giel einmal ausgedrückt – eine Tiefendimension. Die Menschen sind auf diese lokalen Bindungen um so mehr angewiesen und sind sich ihrer Notwendigkeit um so deutlicher bewusst, je stärker sie in überlokale und übernationale Zusammen-

hänge eingebunden sind. *More global* – das ist die Diagnose, die sich an wirtschaftlichen Tendenzen, an der Informationspolitik, an der Sprache, an Moden, an modischen Verhaltensweisen auch, nachweisen lässt. Aber der Ausbau einer Orientierungsrichtung bedeutet nicht, dass alle anderen abgebaut werden. Das Gegenteil ist der Fall: Die Globalisierung hat das Bewusstsein nationaler Zugehörigkeiten geschärft, aber auch das Bewusstsein regionaler und lokaler Identität. Man hat für diese Kombination das Kunstwort *glokal* vorgeschlagen; ich finde es etwas problematisch, nicht nur, weil es an das unselige Glykol erinnert, sondern auch, weil es die durchaus vorhandenen Spannungen verschwinden lässt in einem schicken, integrativen Kunstwort.

Aber es ist richtig, dass die Orientierung am engeren Umkreis durch die Globalisierung nicht unwichtiger geworden ist. Vielleicht könnte man sogar sagen: im Gegenteil. Orvar Löfgren, ein schwedischer Ethnologe, hat dies in der Kurzdiagnose zusammengefasst: *More global, more national* (ich möchte hinzufügen: *more regional*), *more local*. So formuliert, zumal auf englisch, klingt dies ganz einleuchtend. Aber ist es nicht problematisch, diese nüchterne Formulierung nun zu übersetzen in Heimatbewusstsein und Heimatgefühl?

*Knapper historischer Rückblick: Heimweh,
Sehnsucht nach elementarem heimatlichem Alltag*

In den meisten deutschen Regionen werden von Zeit zu Zeit Heimatwochen, Heimatfeste und Heimatetage organisiert, in denen Heimatvereine in Heimatrachten auftreten, Heimatkapellen, die Heimatmusik spielen, Heimatkünstler, die Heimatlieder singen, Heimatdichter, die Heimatpoesie in der Heimatsprache vortragen, Heimatredner, die in heimatlichem Hochgefühl ihre Heimatgedanken und Heimatempfindungen ablassen. So etwas erzeugt Allergien, und manchmal steht man vor der Heimat wie vor dem Weihnachtsbaum am Erscheinungsfest: er nadelt und muss entsorgt werden.

Die Problematik dieser Heimatlitanei liegt bei genauerem Zusehen nicht nur in der Massierung von Heimatvokabeln, sondern darin, dass hier Heimat zugeschnitten ist auf ein ganz enges Bedeutungsfeld. Um dies verständlich zu machen, ist ein knapper historischer Rückblick nötig – auch wenn dabei offene Türen eingerannt werden sollten.

Vor dem 19. Jahrhundert gab es über Heimat keinerlei Diskussionen; aber über das Heimweh wurden schon im 17. Jahrhundert gelehrte Abhandlungen veröffentlicht. Medizinische Abhandlungen, denn das Heimweh trat auf wie eine Krankheit:

Menschen, die vom Land in die Städte kamen, verloren dort jegliche Orientierung, machten unsinnige, auch verbrecherische Dinge und hatten nur den einen Wunsch, zurückzukehren in ihre Heimat. Vor einigen Jahren wurde die Dissertation des Philosophen Karl Jaspers, der auch Psychiater war, neu aufgelegt; er schrieb darin über Heimwehkranken seiner Zeit, also zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Ich will eine Krankengeschichte wiedergeben.

Im Jahre 1906 schleicht das vierzehnjährige Dienstmädchen Apollonia S. kurz nach Anbruch des Tages in das Schlafzimmer ihrer Herrschaft, nimmt den Knaben, zu dessen Pflege sie eingestellt worden war, aus seinem Kinderwagen und läuft mit ihm zum Fluß. Von der Brücke aus wirft sie ihn ins Wasser. Ohne sich umzusehen, kehrt sie heim, entkleidet sich und legt sich wieder ins Bett. Erst die Klage des Vaters, sein Kind sei in der Nacht gestohlen worden, ruft sie wieder aus dem Bett.

Sie beteiligt sich an der Suche nach dem Kind, bricht aber zusammen, als die Eltern des Kindes verdächtigt und verhaftet werden; schließlich legt sie ein Geständnis ab. *Als Motiv für ihr Vergehen gibt sie an, sie habe um jeden Preis zurück nach Hause gewollt.*

Bei der folgenden Verhandlung zeichnen alle Zeugen das Bild eines stillen, bescheidenen, artigen und fleißigen Mädchens, bei dem sich erst nach Antritt der Stelle Zeichen eines pathologischen Heimwehs zeigten. Nachdem ihre Eltern die Heimkehr verweigerten, versuchte sie zuerst das Kind zu vergiften, *indem sie sich einredete, auf diese Weise überflüssig geworden, wieder nach Hause zurückkehren zu dürfen. Nachdem dieser Versuch fehlgeschlagen war, sie aber immer stärker unter verzweifelterm Heimweh litt, fasste sie innerhalb weniger Tage den Gedanken, das Kind zu ertränken, ein Entschluss, den sie in die Tat umsetzte.*

Im pathologischen Extrem kommt hier etwas zum Vorschein, was für die Geschichte von Heimat wichtig ist. Schon in den früheren Abhandlungen zum Heimweh – Jaspers nimmt darauf Bezug – ist angemerkt, dass Symptome krankhaft gesteigerten Heimwehs vor allem bei Menschen auftraten, die in relativer Isolierung aufgewachsen waren. Die meisten Fälle wurden aus entlegenen Tälern der Schweiz berichtet, wo man auch später noch parallele Beobachtungen anstellen konnte. So berichtet Jeremias Gotthelf von einem Bauern aus dem Emmental, der Mitte des 19. Jahrhunderts zum ersten Mal Haus und Hof und Dorf verließ, um zwei Tage an einem Sängerkonvent in Zürich teilzunehmen; unterwegs packte ihn das große Elend, er weinte jämmerlich und begehrte nur das eine, wieder heimzukommen.

Heimkommen – was bedeutete das? Die Sehnsucht galt ganz sicher nicht sentimental den Heimatliedern und aufgeputzten Heimatrachten, sondern

es war eine Sehnsucht nach dem elementaren heimatlichen Alltag. Ein Schweizer Arzt empfahl als Heilmittel heimatliche Milch; dies ist ein Hinweis darauf, dass es um Basiserfahrungen mit der Nahrung, mit Wohn- und Lebensformen ging. Heimat war offensichtlich kein Dekor, nichts Stilisiertes, kein Zusatz, sondern das Leben selbst in der unmittelbaren, engen Umgebung. Heimatlich waren die Normen des Alltags, Heimat war der eigene Besitz, aber auch das Haus, der Hof, in dem man lebte, waren Freunde und Nachbarn, war die gewohnte Arbeit und Kommunikation. Das verbriefte Heimatrecht, das den Anspruch auf die Gründung eines Gewerbes, auf Heirat und auf Versorgung im Invaliditätsfall sicherte, hatten in der Regel nur die Besitzenden. Die Heimatbindung aber ging über dieses Heimatrecht hinaus – Beweis dafür ist das Heimweh.

*Heimatbünde blenden Stadt und Arbeiter aus –
Heimat als soziales Kriechgrün vor Betonkästen*

Erst vor ungefähr anderthalb Jahrhunderten begann für den Begriff Heimat ein Schrumpfungsprozess. Die dynamische Entfaltung der Industrie, die ganze moderne Welt begann den Begriff Heimat zu überrollen. Heimat wurde zum Rückzugsort, zum Natur- und Kulturschutzgebiet. Vielfach wurde Heimat zurückgenommen auf einen Kulisseneffekt: Als Heimat galt das alte Fachwerkhaus, nicht aber die Miets-

kaserne am Stadtrand, und eigentlich auch nicht die Villa im Grünen. Heimat wurde zu einem Konstrukt des Vorindustriellen, präsentiert in (angeblich oder wirklich) alten Trachten und Bräuchen, ausgestellt im Museum und später vorgeführt in den Heimat-sendungen von Funk und schließlich Fernsehen. Die Bürgergesellschaft interpretierte Heimat als die intakte (nicht unbedingt helle, aber «gesunde») ländliche Welt; Arbeiter kamen in der Heimat praktisch nicht vor, und soziale Spannungen wurden durch den Begriff weggezaubert.

Fairerweise sollte man anmerken, dass es nicht nur dieses Ausweichmanöver gab. Um die Wende zum 20. Jahrhundert entstanden verschiedene Vereinigungen, «Heimatbünde», deren Programme eine umfassendere Zielsetzung erkennen lassen. Grundsatzäußerungen des Bundes für Heimatschutz in Württemberg, des heutigen SHB, sind in diesem Punkt durchaus repräsentativ. Es heißt darin: *Wir sehen unsere Hauptaufgabe darin, die Industrialisierung unseres Landes dahin zu beeinflussen, dass die Flut des industriellen Kapitalismus unsere alte Kultur nicht zerstört. Wir fragen: Wie kann bei der industriellen Entwicklung unseres Landes eine neue, nicht nur technisch, sondern auch sozial und künstlerisch befriedigende Gestaltung unseres Landes, unserer Dörfer und Städte herbeigeführt werden. Unser Ziel ist die Bändigung des Kapitalismus, dass er nicht unersetzliche geistige Werte zerstört, indem er materielle schafft.*



Die Altstadt von Nürtingen mit der beherrschenden Stadtkirche und dem südlichen Steilabfall hinunter zum Neckar. Das ist für die Nürtinger ihr Heimatbild.

Bändigung des Kapitalismus – dies ist höchst respektabel formuliert, und es war gewiss nicht nur als vollmundige Phrase gedacht. Aber in der Praxis blieb eben doch von dieser umfassenden Zielsetzung nicht viel übrig. Die Stadt, zumindest die größere Stadt, kommt in den Bemühungen der Heimatbünde praktisch kaum vor – letztlich galt auch hier die Überzeugung, dass nur das Dorf (und hier vor allem das Bauerntum) Vitalität und Gesundheit verkörpert. In den alten Vereinszeitschriften kann man verfolgen, welche Unmengen von Artikeln sich mit den Auswüchsen dörflicher Reklame befassen, ehrenwert, aber auch kleinkariert, einer Kosmetik verpflichtet, die an der Substanz nichts ändern kann: Rettung vor der zerstörerischen Wucht industrieller Expansion durch holzgeschnitzte Esso-Schilder, die allen Ernstes immer wieder empfohlen werden.

Im Klartext bedeutet dies, dass auch die seriöse Heimatbewegung die Heimatvorstellung drastisch reduzierte. Es ging primär bloß noch um demonstrative Zeichen von Heimat, obwohl der Wunsch dahinter stand, etwas wie wirkliche Heimat zu erhalten und zu retten. Weil eine solche grundsätzliche Rettung von Heimat, von sozialer Verlässlichkeit und menschlichen Maßstäben nicht möglich war, wandte man sich leeren Symbolen der vergangenen oder vergehenden Welt zu: Es entstand eine Fassadenheimat. Und man hat den Eindruck, je mehr die wirkliche Heimat – verstanden als responsive Umwelt, als Basis der Übereinstimmung, des Dialogs von Mensch und Natur der Zerstörung ausgesetzt war, um so besser funktionierte die Inszenierung mit Heimatkulissen.

Diese Inszenierung veränderte sich mit der Zeit. Solange Heimatbräuche am Ort gepflegt, Heimattrachten in der Heimat getragen, Heimatlieder im eigenen Dorf gesungen wurden, handelte es sich zwar nicht mehr um die volle Entsprechung zu jener umfassenderen Realität, die früher als Heimat bezeichnet wurde – aber es war doch noch ein sehr realer Bezug vorhanden.

Inzwischen wurde Heimat durch die Medienagenturen standardisiert und entlokalisiert. Aus Heimatsymbolen und Heimatingredienzen wurde eine Art Heimatsirup kristallisiert, der entweder als Zusatz angeboten wird (und dann einigermaßen bekömmlich ist) oder in reiner Form (und dann ist er ziemlich unkömmlich). Unter diesen Aspekten ist Heimat eine reichlich fragwürdige Angelegenheit geworden – eine Agentur, die freundliche Toupets bereitstellt für die Plätze und die Momente, die Kahlschläge am meisten fühlbar werden lassen – Heimat also als eine Art soziales Kriechgrün vor abweisenden Betonkästen.

Prof. Dr. Sönke Lorenz (2003)

WAIBLINGEN EINE STADTGESCHICHTE

13 namhafte Autoren zeichnen ein plastisches stadtgeschichtliches Bild von den sozialen Lebensumständen sowie den politischen und wirtschaftlichen Gegebenheiten in Waiblingen im Wandel der Zeiten. Enthalten sind unter anderem die interessanten archäologischen Funde im Stadtgebiet, Waiblingen als Königsort mittelalterlicher Herrscher, Stadtwerdung Waiblingens, Zerstörung der Stadt im Dreißigjährigen Krieg, Wiederaufbau der Stadt, beginnende Industrialisierung im 19. Jahrhundert sowie das bewegte 20. Jahrhundert mit Kriegen, NS-Zeit und die rasante Entwicklung als Große Kreisstadt.

486 Seiten, 273 meist farbige Abbildungen
ISBN 3-935129-13-0, € 29,90

Der Band 1 von Prof. Dr. Sönke Lorenz

WAIBLINGEN – ORT DER KÖNIGE UND KAISER

aus dem Jahre 2000 über den Zeitabschnitt des 8. bis 13. Jahrhunderts ist ebenfalls noch erhältlich.

148 Seiten, 58 meist farbige Abbildungen
ISBN 3-935129-00-9, € 13,00

Verkauf beider Bände über das
Städt Kulturrat, Postfach 17 51, 71328 Waiblingen
Telefon 0 71 51/20 01-21, Fax 20 01-27
E-Mail: kartenkulturrat@waiblingen.de

«Bollenhut und Biotechnik» – Globale Orientierung setzt kulturelle Binnengliederung voraus

Ist Heimat also ein Auslaufmodell? Vor einigen Jahren veröffentlichte die *Süddeutsche Zeitung* eine Infra-testuntersuchung, in der nach dem Gebrauch von Rechnern, nach dem Verhältnis zur Technik, nach Berufsorientierungen und vielem anderen gefragt wurde. Eine Frage lautete: *Fühlen Sie sich alles in allem wohl in der Gegend, in der Sie wohnen, oder würden Sie gerne woanders wohnen?* Auf diese Frage antworteten 88 % der Westdeutschen und 87 % der Ostdeutschen, dass sie gerne dort leben, wo sie wohnen. Dieser Befund ist nicht ohne weiteres vergleichbar mit der Ermittlung eines großen Bevölkerungsanteils, der Bier für gesund, Götz George für aufregend oder Claudia Schiffer merkwürdigerweise für schön hält. *Ich lebe gerne, wo ich bin*, ist eine gewichtige, von modischen Einflüssen relativ unabhängige Aussage.

In der Umfrage kam auch das Wort Heimat vor, und zwar in der offen formulierten Frage: *Wo ist Ihre Heimat?* Nur etwa die Hälfte nannte den Wohnort oder die Wohnregion. Andere operierten mit der politischen Zugehörigkeit oder verweigerten die Antwort. Stellt man die Prozentzahlen nebeneinan-



Zwischen Stuttgart und Ulm begegnen sich auf der Hochfläche der Schwäbischen Alb zwei ICE's, die die Verbindung zur großen weiten Welt herstellen.

der, so kann man zum Ergebnis kommen, dass etwa 40 % zwar offensichtlich Heimat haben, sich nämlich alles in allem wohl fühlen in ihrer Gegend, die Charakterisierung Heimat aber nicht angemessen finden. Der Heimatbegriff führt offenbar in die falsche Richtung; er muss erst gedreht – man kann auch sagen: saniert oder instandgesetzt werden.

Heimat darf nicht reduziert werden auf bloße Heimatsignale. Heimat, richtig verstanden, hat zu tun mit Lebensqualität. Heimat ist ein Kürzel für Orientierungssicherheit, für konstante und verlässliche Beziehungen und Erfahrungen. In diesem

Sinne, als Identitätsinstrument, ist Heimat ein wichtiger Gegenpol zu den diffusen globalen Tendenzen. Dabei ist es nicht nötig, Heimat quasi kartographisch festzulegen und einzugrenzen. Wo ist die Heimat? In der Wohnung – im Haus – der Straße – dem Viertel – der Stadt – der Umgebung – dem Kreis – im Bundesland – in der weiteren Gegend, die über die Grenze reicht – in der ganzen Republik? Antwort: überall ein bisschen und je nach Situation. Heimatbezüge und auch Heimatgefühle profitieren von der Vielfalt des Heimatlichen.

Heimat in diesem Sinne bietet nicht nur Pluspunkte in einem vagen Wellness-Programm, sondern ist auch eine wichtige Grundlage der Wirtschaft und damit der Existenz der hier lebenden Menschen. Ich betone das, weil – sofern Kulturelles überhaupt in ökonomische Überlegungen Eingang findet – das Verhältnis von Wirtschaft und Kultur, in Sonderheit aber von Globalisierung und Heimat oft als Kompensationsmodell gefasst wird: auf der einen Seite die Wirtschaft, rückstandslos und rücksichtslos den unerbittlichen Gesetzen des Markts ausgeliefert – auf der anderen Seite die heimatliche Kultur als gediegene Wärmflasche gegen die Kälte des ökonomischen; auf der einen Seite die globale Orientierung des modernen Managements – auf der anderen Seite die Nestwärme des Heimatlichen, der gefühlvolle Ausgleich unvermeidlicher Versagungen. *Laptop und Lederhose* – so hat Roman Herzog das Zusammenspiel beider Seiten mit dem Blick auf die bayrische Mentalität charakterisiert. Der Slogan hat Schule gemacht; im Hessischen versuchte man es mit *Äppelwoi und Laptop*; für Baden-Württemberg schlug ein Fraktionsvorsitzender *Bollenhut und Biotechnik* vor – und vielleicht operiert man ja in Niedersachsen schon mit *Heidschnucken und High Tech*. Diese Zusammenstellungen sind nicht falsch, aber sie sind auch nicht ohne problematische Perspektive.

Wo heimatliche Kultur und heimatliche Wirtschaft sich wirklich ergänzen, handelt es sich nicht um ein Kompensationsverhältnis, sondern um ein integratives Modell. Wenn von Heimat und heimatlicher Kultur die Rede ist, dann enthält diese ja bereits Elemente und Strukturen, die ohne den allgemeinen Trend zur Internationalisierung nicht denkbar wären. Das gilt nicht nur für die elitären Formen der Musik, des Theaters, der bildenden Kunst, wo der internationale Zuschnitt eh und je gegeben war; es gilt auch für viele Formen der Volkskultur (ein Schweizer Volkskundler sprach schon vor Jahrzehnten von «mundialer Folklore», weil die nationale und regionale Spezifik immer häufiger zurücktritt), und es gilt vor allem für die unauffälligen Alltäglichkeiten der Kultur. Niemand wird

bestreiten, dass beispielsweise Pizzerien zu den Orten gehören, die schon Kinder als vertraut-heimatlich empfinden.

Wichtiger und wohl auch überraschender ist die andere Seite der Integration, die in den großen Wirtschaftsdebatten oft vergessen wird, die aber für die Besinnung und das Selbstverständnis auf der regionalen Ebene nicht ignoriert werden darf: Globale Orientierung, auch globale wirtschaftliche Orientierung setzt kulturelle Binnengliederung voraus.

*Heimat als Standortfaktor in der Wirtschaft –
«Raumbezogene Identität» vermittelt Sicherheit*

Vor kurzem ging die folgende dpa-Meldung durch die Presse: *Porsche-Chef Wendelin Wiedeking kritisiert das weltweite «Fusionsfieber» und die «reine Profitorientierung» vieler Konzerne. Untersuchungen hätten gezeigt, dass bislang etwa zwei Drittel aller Fusionen gescheitert sind, sagte der Vorstandsvorsitzende der Porsche AG dem «Spiegel». Zur Zeit würde nur der Nutzen der Fusionen betont, «aber man sollte sich mal die Kosten anschauen». Es werde vor allem unterschätzt, dass die Mitarbeiter durch Übernahmen oder Fusionen «plötzlich die Heimat verlieren». Unternehmen hätten auch eine soziale Verantwortung, betonte der Porsche-Chef.*

Das Besondere dieser Meldung liegt darin, dass sie aus den Chefetagen eines Großbetriebs kam. Heimat hätte man allenfalls noch als KMU-Begriff (als für kleinere und mittlere Unternehmen maßgeblichen Begriff) erwartet, aber nicht im Statement eines global geprägten Wirtschaftsführers.

Heimat erscheint hier zu Recht als Moment des ökonomischen Kräftespiels. Wo Standortvorteile herausgestellt werden, ist dieser Aspekt ziemlich selbstverständlich. Standortvorteile sind – wenn sich die Diskussion oder der Appell auf potenzielle Mitarbeiter bezieht – ja nicht primär die direkt produktionsrelevanten Vorzüge, sondern all das, was das Leben in einem Ort oder einer Region angenehm, man kann auch sagen: heimatlich macht. In der Tat müsste dieser Aspekt auch bei Struktur- und Ortsveränderungen ernster genommen werden.

Als vor einiger Zeit die Verlagerung der Audi-Produktion von Neckarsulm ins Fränkische drohte, gab ein großer Prozentsatz der Arbeiter zu erkennen, dass sie diese Verlagerung nicht mitmachen würden. Man registrierte das damals mit Überraschung und kritisierte es als mangelnde Flexibilität. Vielleicht ist das ja auch nicht falsch – aber eine sorgfältigere Analyse hätte der Frage nachgehen müssen, warum diese Verweigerungshaltung so verbreitet war, und sie hätte wohl nichts anderes entdeckt als Strukturen und Elemente, die in der Formel Heimat

zusammengefasst sind: Haus und Garten, Nachbarschaft und Verein, Tradition und Kommunikation.

Der ökologisch-psychologisch orientierte Geograph Peter Weichhart befasste sich in einem Aufsatz mit den Voraussetzungen und Hintergründen menschlicher Verortung. Er geht aus von dem generellen menschlichen Bedürfnis nach Abbau psychischer Spannungszustände, und er zeigt, dass «raumbezogene Identität» einen wesentlichen Beitrag zur psychischen Sicherheit und zur Konstanz leistet. Dies ist die generalisierte psychische Funktion, die sich konkret in heimatlichen Bezügen, ganz konkret eben in jenen erwähnten Feldern wie Haus und Garten, Familie und Nachbarschaft, Verein und Arbeitszusammenhang äußert. Wichtig ist, dass Weichhart



Die Indizien sprechen für sich: Württemberger Weißweine beweisen immer wieder, dass sie zu den besten in Deutschland zählen. Schwierig wird es bei einer Gegenüberstellung: Ob rassiger Riesling, fruchtiger Kerner oder feiner Silvaner – alle schmecken verdächtig nach Hochgenuss. Damit gilt der Fall als geklärt. **Eine Initiative der Württembergischen Weingärtnergenossenschaften. www.wwg.de**

KENNER  TRINKEN
WÜRTEMBERGER

von Konstanzerfahrungen, also von aktuellen Befindlichkeiten ausgeht, nicht von irgendwelchen Kontinuitätskonstruktionen, wie man sie früher mit dem Begriff Heimat verband. Zu den Hypothesen des Begriffs Heimat gehört ja auch die Reinrassigkeitsvorstellung, die Heimat nur für Menschen mit dem richtigen Ahnenpass reserviert: Heimat als angestammter Besitz, den man sich nicht primär durch aktive Tätigkeit erwirbt, sondern durch den Stammbaum, durch die Immobilität der Vorfahren. Diese Vorstellung – sie entwickelte sich im 19. Jahrhundert und wurde im Dritten Reich zu grotesken Formen gesteigert – funktioniert schon für die Vergangenheit nur, wenn der massive Bevölkerungsaustausch in und nach Kriegen, die Zuwanderung von Künstlern und Handwerkern, der internationale Zuschnitt des Handels ausgeblendet werden. Und sie wird vollends den demographischen Verschiebungen und Bedürfnissen unserer Zeit nicht gerecht. Heimat ist Allmende, Gemeinbesitz, und heimatliche Strukturen können nur entstehen, wenn nicht von vornherein Teile der in einem Ort Lebenden ausgegrenzt werden.

Heimaten: Deutsche wie Migranten, immer mehr haben nicht nur einen Bezug

Damit ist auch schon gesagt, dass Heimat im Prinzip keine nationale Kategorie ist. Dies scheint auf den ersten Blick keine aufregende Feststellung, denn die Verbindung von Deutschtümelei und Heimat-

tümelei spielt nur noch eine periphere Rolle. Aber die nationale Ausrichtung lebt in subtileren Formen fort – so zum Beispiel wenn verkündet wird, das deutsche Wort Heimat sei unübersetzbar. Dies ist eine Feststellung, auf die bisher noch jeder Bundespräsident und jeder Bundeskanzler in irgendeiner Festrede hereingefallen ist. Sie macht aus einem simplen (oder auch nicht so simplen) Übersetzungsproblem eine Wesensbeschreibung.

Richtig ist, dass mit dem deutschen Wort Heimat Nuancen verbunden sind, die anderswo keine oder nur eine geringere Rolle spielen; in der jüngsten, detaillierten Bedeutungsanalyse, die wir dem deutsch-amerikanischen Germanisten Peter Blickle verdanken, wird zum Beispiel die weibliche, feminine Ausrichtung im Gebrauch des deutschen Wortes Heimat betont. Aber natürlich gibt es auch legitime Übersetzungen (wie *home*, *patrie*, *patrimoine*), und natürlich ist das Phänomen einer soziopsychischen Ortsbindung kein deutsches oder germanisches.

Es geht aber nicht nur um die Zurückweisung eines nationalen Sonderanspruchs, sondern um die Anerkennung der Heimatpluralität. Ulrich Beck – bekannt für seine Fähigkeit, einprägsame Begriffe zu bilden – spricht von *Ortspolygamie*. Diese Polygamie hat eine freundliche, gewissermaßen hedonistische Seite: Immer mehr Menschen leisten es sich, mehr als eine Heimat zu haben. Der Humorist Gerhard Polt stellte in diesem Sinn fest, der überzeugendste Ausdruck für das moderne Heimatgefühl



Afro-Brasil-Festival auf dem Tübinger Marktplatz vor der Front des spätmittelalterlichen Rathauses. An einem Wochenende im Juli wiegen sich die Menschenmassen in südamerikanischen Rhythmen.

sei ein Bausparvertrag für die Zweitwohnung im Tessin oder in der Toskana.

Die ironische Perspektive auf diese Entwicklung liegt nahe. Aber sie tritt zurück, wenn man bedenkt, dass der gleiche Vorgang sich auch in sehr viel bescheidenerer Form abspielt. Es gibt viele Leute, die Jahr für Jahr die gleiche kleine Ferienwohnung in den Alpen mieten oder die gar einen Campingplatz am Meer für ihre zweite und oft sogar ihre eigentliche Heimat halten und dort tatsächlich ein neues soziales Netz ausspannen. Vor etwas mehr als zwanzig Jahren kam ein schwäbischer Schriftsteller (bekannt geworden unter dem Pseudonym Thaddäus Troll) als Stadtschreiber nach Soltau. Seine Eindrücke hielt er fest in den *Notizen des Soltauer Stadtschreibers*. Darin findet sich die folgende Passage: *Heimat ist für ihn angemessene Umwelt, Ort, wo man ihm freundlich begegnet, wo er sich wohl fühlt, wo er sich aber auch gezwungen sieht, in ständigem Scheuern an der Umwelt sich selbst zu ändern. Heimat ist pluralisierbar: Aus Heimaten kann man nicht vertrieben werden. Wenn Heimat Vergangenheit und Zukunft, Ziel von Erinnerungen und Wünschen ist, wenn Abschied von ihr Heimweh macht, dann ist mir meine Klause, die Stadt Soltau, die Heide zur Heimat geworden.*

Der dies schrieb, gilt in Württemberg als Erzschwabe – er schrieb unter anderem schwäbische Dialektgedichte und eine kritische Charakterkunde über die Schwaben, und doch gebrauchte er, auch in eigener Sache, Heimat im Plural. Dies ist ein weiterer Hinweis darauf, dass die Wahl einer Zweitheimat (auf Zeit oder auf Dauer) kein unverbindlicher Luxus sein muss.

Das gilt natürlich erst recht, wenn wir nicht von disponiblen Ortsveränderungen ausgehen, sondern von der Zwangsmobilität, der Notwendigkeit der Ortsveränderung aus politischen oder wirtschaftlichen Gründen. Wenn vielfach ein Drittel oder gar die Hälfte der Bevölkerung eines Orts aus anderen, oft fernen Gegenden kommt, ist es ganz unsinnig, Heimat nach dem Geburtsschein rationieren zu wollen. In Deutschland neigte man zunächst dazu, die Menschen auf ihre Herkunft festzulegen und klare Verhältnisse mit puren Identitäten zu fordern. Teilweise übrigens in der durchaus liberal gemeinten Form, dass den Zuwanderern ihre «kulturelle Identität» zugestanden werden sollte. Aber diese kulturelle Identität hatte vielfach keine Basis mehr, sondern hing in der Luft; für alle Migrantinnen und Migranten, vor allem aber für die jüngeren gilt, dass sie sich in einer Zwischensituation befinden.

Eine junge Jugoslawin sagte auf die Frage ihres deutschen Gesprächspartners, wo sie sich mehr daheim fühle, in Jugoslawien oder in Deutschland:

Das kann ich genau sagen, denn darüber denke ich Tag und Nacht nach: ich weiß es nicht. In solchen Bemerkungen kommt die bedrohliche Zwischensituation zum Ausdruck, die Schwierigkeit der Balance, mit der sich die meisten Zuwanderer auseinandersetzen müssen. Es gibt dafür zahllose Beispiele. Ein türkisches Kind wendet sich an seinen Vater: *Du sagst, die Türkei sei die Heimat; aber dort reden die Leute doch nicht deutsch.* Oder: Italienische Jungs, die hier geboren sind, betonen, sie seien Deutsche und nicht Italiener – aber bei Fußballspielen kämen sie gar nicht auf die Idee, gegen eine italienische Mannschaft für die deutsche Partei zu ergreifen. Hier müssen wechselnde Identitätsmöglichkeiten zugelassen und auch geschaffen werden. Das heißt aber auch: Es muss ein Angebot der Beheimatung in der neuen Umwelt geschaffen werden.

Rundum menschenwürdige Lebensbasis schaffen – Einwurzeln, ohne die gleichen Wurzeln zu haben

Mitten im Zweiten Weltkrieg schrieb die Philosophin Simone Weil, die als französische Emigrantin in London lebte, ein Buch mit dem Titel *L'enracinement – Die Einwurzelung*. Das Wort *einwurzeln* ist im Deutschen jenseits der direkten Anwendung in der gärtnerischen Praxis nicht sehr gebräuchlich. Am häufigsten kommt es in der Partizipialform *eingewurzelt* vor, zum Beispiel wenn von eingewurzelten Gewohnheiten gesprochen wird. In dieser Form drückt das Wort einen Zustand aus, und es passt dazu, dass der Begriff *Verwurzelung* sehr viel weniger selten ist als *Einwurzelung*, dass also mit dem Bild der Wurzel fast ausschließlich die Vorstellung festen, ja unveränderlichen Halts verbunden ist und kaum der Gedanke des Wurzelschlagens, also eines Prozesses, der erst dazu beiträgt, festeren Halt zu geben.

In einer Zeit extrem gesteigerter Mobilität ist dies ein Nachteil. Mehr Menschen als je verändern im Lauf ihres Lebens – oft mehrfach und oft über sehr weite Entfernungen – ihren Wohnort. Das Etikett *alteingesessen* hat an Glanz verloren. Die Energien, mit denen früher Heimat bewahrt und verteidigt wurde, müssen heute aufgebracht werden, um Menschen aus der Fremde heimisch zu machen. Die Begriffe, die für diesen Prozess in der Diskussion sind – Assimilation, Akkulturation, Integration u. Ä. – sind deshalb problematisch, weil sie alle, wenn auch in verschiedenem Grad, die Einfügung in eine vorhandene Struktur assoziieren lassen, den Übergang in eine vorgegebene einheitliche Kultur. Es käme aber wohl vorrangig darauf an, eine rundum menschenwürdige Lebensbasis zu schaffen – also

auf die Einwurzelung, ohne die Forderung, dass alle die gleichen Wurzeln haben müssen.

Simone Weil gibt dazu wichtige Hinweise. In ihrem Buch findet sich kein Wort von Brauchtumpflegerie und ähnlichen Dingen, die bei uns gerne mit Wurzeln in Verbindung gebracht werden. Sie spricht von der Neuorganisation der Arbeit in kleinen, gemeinschaftlich verwalteten Werkstätten, von der notwendigen Arbeitszufriedenheit, von der Verlagerung staatlicher, zentraler Kompetenzen in die Region, von der Akzentverschiebung nach unten, also von Demokratisierungsprozessen, und von der Erleichterung des Erwerbs von Grundbesitz – alles Dinge, die in Ansätzen auch bei uns diskutiert wurden, die aber inzwischen vom Turbokapitalismus weitgehend weggeschwemmt wurden. Wenn es um die Herstellung von Heimat geht, wird man sich auf diese Dinge wieder besinnen müssen.

Das alte Bild der Heimat, in dem geschichtliche Blutströme und die geheime Macht des Bodens eine große Rolle spielten, hat einem nüchterneren Bild Platz gemacht. Es ist verständlich, dass die Ernüchterung manchmal den Begriff Heimat wegschwämmt, dass also nur noch von lokalen Bindungen und lokalen Zusammenhängen gesprochen wird. Aber oft ist dies eine Einengung, die der Vielfalt heimatlicher Bezüge nicht gerecht wird und die auch die freundliche Einfärbung und die Wärme des Begriffs Heimat verfehlt. Die pathetische Schwere hat sich von der Heimat abgelöst; Heimat ist gewissermaßen leichter geworden.

Das schließt Ernst und Tiefe nicht völlig aus, wohl aber falsches Pathos. Was von außen kommt, muss nicht wegpurifiziert werden. Nicht alles, was neu ist, hat den Heimatanspruch verwirkt. Wo dies unbestritten ist, lässt sich für die Verwendung des Wortes Heimat Karl Kraus' Maxime ins Feld führen, es sei besser, mit alten Worten Neues als mit neuen Worten Altes zu sagen.

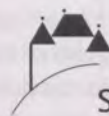
Dieser Beitrag ist mit freundlicher Genehmigung des Verlags entnommen dem Essay-Band von

Hermann Bausinger

Fremde Nähe.

Auf Seitenwegen zum Ziel.

Herausgegeben und eingeleitet von Gert Ueding Klöpfer und Meyer in der DVA, Tübingen 2002
€ 19,90 ISBN 3-421-05746-X



Stadt Heidenheim

Museen auf Schloss Hellenstein, Heidenheim/Brenz

Museum Schloss Hellenstein

Vor- und Frühgeschichte
Stadt- und Herrschaftsgeschichte
Kirchenkunst im Kirchenraum
Altes Spielzeug
Indische Sammlung
Iglauer Stube



Sonderausstellungen:

24. März – 14. November 2004:
Blondschopf, Hängezopf, Lockenkopf –
Puppenraritäten aus der Zeit um 1900

16. Juni – 26. September 2004:
Begegnungen – Zeichnungen nach
den Skulpturen der Sammlung Thea Voith



Postfach 11 46, 89501 Heidenheim,
Tel.: 07321 / 43381
<http://www.heidenheim.de>

Museum für Kutschen, Chaisen, Karren

Ein Zweigmuseum des
Württembergischen Landesmuseums

Reise- und Güterverkehr
in Süddeutschland
im 18. und 19. Jahrhundert



Postfach 11 46, 89501 Heidenheim,
Tel.: 07321 / 327394

Öffnungszeiten:

15. März – 15. November
Dienstag bis Samstag 10:00 Uhr – 12:00 Uhr und
14:00 Uhr – 17:00 Uhr

Sonntags
und an Feiertagen 10:00 Uhr – 17:00 Uhr

In unmittelbarer Nähe:
Wildpark, Naturtheater, Opernfestspiele



Schloss Hellenstein:

- Erbaut um 1600
- Fruchtkasten ca. 1470
- Mauerreste (Buckelquader)
der stauferzeitlichen Burg
von 1120/50